

ULRICH OTT

## SCHILLER – AKTUELL?

### Zur zweiten und letzten Diskussionsrunde

In der Zusammenfassung der ersten Diskussionsrunde (*Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft* 48, 2004, S. 377-380) wurde die Hoffnung ausgesprochen, die trotz verschiedenen Einladungen zunächst vermißten Stimmen aus dem Theater und den Medien möchten für die zweite Runde noch zu gewinnen sein. Thomas Steinfeld, Literaturkritiker bei der Süddeutschen Zeitung, hat uns den Wunsch, was die Medien betrifft, erfüllt, wofür ihm Dank gebührt. Beiträge aus dem Theater haben uns indessen nicht erreicht – diese Stimmen sind offenbar für das Feuilleton leichter zu gewinnen als für das *Jahrbuch* einer literarischen Gesellschaft – und sei es jenes der Schiller-Gesellschaft. So muß das Fehlende durch den Hinweis auf das »Extrablatt zum 200. Todestag des Dichters im Jahr 2005« in der *Zeit* vom 5. Januar 2005, S. 31-44 ersetzt werden, in dem sich ein bedeutsames Interview zu Schillers Aktualität mit der Regisseurin Andrea Breth findet – und auch sonst viel Interessantes zum Thema. Das Extrablatt war der Presseauftakt eines Jubiläumsjahres, das in Buchproduktion, Bühnengeschehen, Presseecho, Ausstellungen und Veranstaltungen Schiller über alle Erwartung hinaus beleuchtet und den Beweis seiner Aktualität allein schon dadurch erbracht hat.

Die Zusammenfassung der ersten Runde im vorigen *Jahrbuch* schloß mit der schüchternen Frage, ob in der weiteren Diskussion denn auch Einwände gegen die Haupttendenz aller Beiträge der ersten Runde erwartet werden könnten – gegen die Tendenz nämlich, Schillers Aktualität in der dialektischen Spannung zwischen seinem Realismus und seinem Idealismus zu sehen –, ja ob da in dem ein oder andern Beitrag grundsätzliche Zweifel an Schillers Wirkung heute zu gewärtigen seien. Letzteres blieb aus, wie fast überall in den Jubiläumswürdigungen; auf den Beitrag von Thomas E. Schmidt im genannten Extrablatt der *Zeit*, S. 41, sei aber ausdrücklich hingewiesen – sein langer Titel sagt genug: »Schöne Seelen kön-

nen viel ertragen. Kein Dichter prägte das Selbstbild der Deutschen stärker als Schiller. Er war zu lange der Liebling aller Parteien. Mit anderen Worten – er ist ganz unausstehlich.«

Dagegen wurde die erste Erwartung, der Einspruch gegen den Tenor des Dialektischen, durch den Beitrag von Kurt Flasch erfüllt. Er stößt sich nicht so sehr am immer wieder hervorgehobenen Motiv der Spannung und des Widerspruchs zwischen Idealismus und Realismus als vielmehr an der seiner Ansicht nach falschen Subsumption unter den Begriff der Dialektik. Daß der Pfeil der Polemik – dessen Schwirren einen frischen Ton in die Diskussion bringt, zugegeben – dabei ausschließlich den Beitrag von Peter André Alt aus der ersten Runde trifft, ist nicht ganz gerecht; taucht der inkriminierte Begriff doch auch in fast allen andern Beiträgen auf. Aber Polemik erweist ja immer auch Ehre. So unterstreicht das Herausgreifen des Alt'schen Textes seine Bedeutung. Ob Flasch recht hat, wenn er die Rede von der »abgründigen Dialektik des Idealismus«, die Alt für Schiller diagnostiziert, eine leere Formel silt? Flasch spielt Hegel gegen Alt aus. Aber gibt Schiller nicht zumindest eine Vorahnung vom Gegenspiel der negativ gesehenen Willenskräfte gegen die Vernunft, wie sie der späte Schelling in Weiterentwicklung eines dialektischen Idealismus konstatiert hat (so jedenfalls haben es wir Tübinger Hörer einst bei Walter Schulz gelernt)? Dann wäre Schiller anthropologisch »moderner« als Hegel, und trotzdem dialektisch. So verkehrt muß Alts Formel denn doch nicht sein.

Nun – sollte Flaschs Pfeil eine Wunde geschlagen haben, die Arznei wird schnell gereicht: Mathias Mayer greift die Argumentation von Alt ausdrücklich auf und bestätigt die dialektische Betrachtung an zahlreichen Beispielen für das Doppelmotiv der Niederlage des Siegers, des Siegs in der Niederlage in Schillers Gedichten und Dramen. In seinen ästhetischen Schriften, das sei hier hinzugefügt, hat Schiller den Sieg in der Niederlage, indem etwa der Tod um moralischer Grundsätze willen in Kauf genommen wird, immer wieder als Bewährungsfall menschlicher Würde bezeichnet. Umgekehrt sieht Mayer in der Niederlage des Siegers (etwa Polykrates in der Ballade) ein Element der politischen Analyse und der Machtkritik Schillers. Sein Idealismus, so Mayer ähnlich wie Alt, sei nicht ohne die dialektische Gegenseite zu haben.

Joseph Vogl findet solche Disposition zur Selbstvernichtung auch in der Epochenauffassung des Historikers Schiller und in den politischen Analysen des Geschichtsschreibers. Er geht von dessen Interesse an Revolutionen und Rebellionen aus – jede Epoche werde als Vorbereitung des elementaren Bruches gelesen, mit dem sie zugrundegeht. In der Deutung des neuerdings vielbeachteten Dramenfragments Die Polizey nähert Vogl Schiller unausgesprochen beinahe an Kafka an – »Was Zufälle und Schick-

sale bedeuten, wird hier durch die Politik von Verwaltungsapparaten bestimmt«.

Mit dem Beitrag von Thomas Steinfeld verlassen wir die nun so oft hervorgehobene Antithese Idealismus – Realismus endgültig. Sie wird hier eher der Wirkungsgeschichte Schillers im neunzehnten Jahrhundert zugewiesen. Steinfeld hebt andere Dissonanzen bei Schiller hervor, sieht die Vorahnung der Moderne bei diesem »Enthuiasten auswegsloser Situationen« in seinem Genie für dramatische Konstellationen als solche – nicht wohin sich dramatische, historische, kriminelle Prozesse auflösen, sondern wie sich vollziehen, interessiere diesen Dichter – das Idealistisch-Moralische und auch die hochgespannte Sprache seien da eher vordergründige Hülle. Mit dem Interesse Schillers für das Verbrechen ziehe ein Enthusiasmus für Realismus in die Dichtung ein, er als erster zeichne das Bild des modernen Menschen auf dem schwankenden Boden seiner Absichten und Überzeugungen, wenn auch noch nicht mit den angemessenen Mitteln – die seien erst später im Epischen, also im realistischen Roman entwickelt worden.

Wenn man die Beiträge der ersten Runde und die bis hierher besprochenen der zweiten zusammenfaßt, so zeigt sich, daß alle darauf zielen, Schillers Aktualität in seinem Realismus zu sehen, in den pessimistischen Zügen seines Menschenbildes, in seiner Machtkritik, in den keineswegs geschichtsoptimistischen Analysen der historischen Werke. Alle stellen demgegenüber die idealistischen Züge in Ästhetik, Ethik und in der hochgestimmten Sprache hintan – ob dabei der Begriff des Dialektischen in Anspruch genommen wird oder nicht, Schiller also dialektischer Idealist ist oder schon ganz Realist. Damit stellt diese Diskussion fast einhellig einen Kontrapunkt dar gegen das Schillerbuch von Rüdiger Safranski, das bei aller Anerkennung der realistischen Seite doch die Dominanz der idealistischen bei Schiller zum Ergebnis hat.

In diese Tendenz der Diskussionsbeiträge fügt sich, obgleich mit einem ganz anderen Ansatz, auch der Beitrag von Rita Bischof ein. Sie stellt Freuds Ödipus-Komplex in ihrer Deutung des Tell-Stückes und des Reflexes, den es in einem Bild von Salvador Dali gefunden hat (siehe die Abbildung), kurzerhand einen Tell-Komplex an die Seite, bei dem der tödliche oder fasttödliche Angriff des Vaters auf den Sohn, im Mythos so oft mit Befreiungsakten verbunden (z.B. Abraham/Isaak, Kronos) im Apfelschuß sein Symbol findet und Tell, malgré lui, in gewisser Weise zum Komplizen jener »rätselhaften Figur« des Johannes Parricida wird, dem die Ödipus-Symbolik schon im Beinamen mitgegeben ist. Diese psychoanalytische Deutung des Tell, die bereits im unmittelbaren Umkreis von Freud begonnen hat, mag viele überraschen. Sie führt Schiller auf einem ganz anderen Weg der Moderne entgegen.

Schon hier ist Schillers Aktualität an Phänomenen seiner Rezeption aufgezeigt (Dali). Dasselbe tun auf sehr nüchterne Weise die Beiträge von Michael Braun und von Rudi Kienzle – der eine, indem er Schillers Wirkung auf Autoren der Nachkriegszeit und der Gegenwart untersucht, mit eher negativem Ergebnis, der andere, Kienzle, indem er seine aktuelle Erfahrung als Deutschlehrer am Marbacher Schillergymnasium mit jener des langjährigen, zum Schiller-Nationalmuseum mit halbem Stellensoll abgeordneten Museumspädagogen verbindet. Daß auch dabei mit der erhöhten Aufmerksamkeit auf Schillers Biographie und ihre soziologischen Bedingungen die reale Seite vor der idealen rangiert, übrigens auch, wie Kienzle darstellt, in der Auswahl der Schillerschen Lektürestoffe durch Lehrpläne und Lehrer, ist im Sinne der obigen Bemerkungen nicht überraschend.

Bleibt uns ein Wort zum Schluß: Es ist in beiden Diskussionsrunden viel von Gegensätzen, Antithesen, Dialektik die Rede. Wir bewegen uns gerne in solchen, moderne »Zerrissenheit« andeutenden Begriffen, und Schiller wird für uns, wenn wir ihn für solche Begriffe in Anspruch nehmen können, aktuell. Kurt Flasch hat zurecht gemahnt, dabei auf terminologische Genauigkeit zu achten und die Subsumtionen sorgfältig zu prüfen. Dessen ungeachtet läßt sich bei der Betrachtung des Schillerjahres nur der unverbindlichste der Gegensatzbegriffe herbeirufen, jener der Ambivalenz. Auf die Frage nämlich, ob es Schiller nach langer Karenzzeit, die aber seiner Wirkung vielleicht ganz gut getan hat, konnte doch die Forschung in Ruhe ganz neue Gesichtspunkte aufdecken, dauerhaft – oder mit dem allgegenwärtigen Modewort: nachhaltig zur Aktualität verhilft, kann man für jetzt nur mit einem einerseits – andererseits antworten. Mit einem befreiten Ja einerseits, denn noch nie haben so viele Menschen Bücher von und über Schiller gelesen, Filme und Fernsehsendungen über ihn gesehen, im Radio von ihm gehört, Aufführungen und Ausstellungen und Veranstaltungen besucht. Das Jubiläumsjahr hat die Erwartung, die schon in einer früheren Jahrbuchdiskussion über Jubiläumsjahre ausgesprochen worden ist,<sup>1</sup> erfüllt und Schillers Wirkung einen kräftigen Impuls gegeben, und das bald nachfolgende des 250. Geburtstages wird das noch verstärken. Andererseits wird nach 2005 und 2009 ein Hauch von Übersättigung unvermeidlich sein. Schiller wird ihn überstehen.

U. O.

<sup>1</sup> Über Sinn und Unsinn von Gedenkjahren, in: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 44, 2000 und 45, 2001 (Zusammenfassung von Christine Lubkoll in Bd 45, 2001, S.293-297).